

(Nachdruck verboten.)

57) Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexö.

„Ja, da is ja ein Unterschied!“ sagte Kalle und sah die Kinder jählich an. „Es muß woll daher kommen, daß Anna ihr Kind von jungen Eltern stammt — unser Blut fängt schon an, alt zu werden. Und dann werden die immer am besten, die so zufällig gemacht werden — wie zum Beispiel unser Albert; der hat 'ne ganz andere Haltung als die andern. Weißt Du übrigens, daß er vom Frühling an sein eigenes Schiff fahren soll?“

„Das kann doch woll nich wahr sein! Sollt' er es wirtlich schon bis zum Kapitän gebracht haben?“ Lasse war nahe daran, vor Verwunderung hintenüber zu fallen.

„Kongstrup soll dahintersteden — so ganz im geheimen natürlich.“

„Schickt Anna ihr Kindsvater noch immer, was er bezahlen muß?“ fragte Lasse.

„Ja, er is ganz riell. Wir kriegen unsere fünf Kronen jeden Monat für das Kind. Das is ja 'ne gute Hilfe für die Abgaben.“

Marie ging hin und her und stellte Schnaps, Brot und eine Schale mit Schmalz auf den Tisch. „Langt zu und eßt!“ sagte sie.

„Ihr haltet gut aus auf Stengaarden,“ sagte Kalle, als sie sich an den Tisch setzten. „Wollt Ihr Euer ganzes Leben dableiben?“ Er blinzelte dem Bruder schelmisch zu.

„Es is keine so leichte Sach', sich in das Ungewisse zu stürzen!“ antwortete Lasse ausweichend.

„Na, nu hört man woll bald Neues von Euch,“ fiel Marie ein. „Das Ehebett lodt woll!“

Lasse antwortete nicht, er mühte sich mit einer Kruste ab. „Aber so schneid doch die Kruste ab, wenn es mit den Bähnen schlecht bestellt ist!“ eiferte Marie. Jeden Augenblick laufchte sie an der Stirn der Mutter. „Nu hat sie doch noch Schlaf in die Augen gekriegt, die arme Alte!“ sagte sie.

Kalle tat so, als entdecke er die Flasche erst jetzt. „Nee, wir haben ja Branntwein auf'm Tisch — daß das keiner von uns hat riechen können!“ rief er aus und schenkte zum drittenmal ein. Da schlug Marie den Kork in die Flasche. „Gönnt Du uns nu nich mal mehr das Essen?“ sagte er und sah sie mit großen Augen an — der verheulene Schelm! Und Marie glockte ihn mit ebenso großen Augen an und sagte: „Wuh! Woll'n wir uns stoßen?“ Lasse sah da und sah sich ganz warm an ihrem Blick.

„Was macht denn der Stengaardener? Nu is er woll bald über das schlimmste weg?“ fragte Kalle.

„Ja, nu is er woll soweit Mensch, wie er wieder werden kann. So was driickt einem Mann ja seinen Stempel auf,“ sagte Lasse. Marie stand da und lachte, sobald sie sich anschauen, schlug sie die Augen nieder.

„Du lachst, Du!“ sagte Lasse. „Sich finde, es is sehr traurig!“ Da konnte Marie sich nicht mehr halten, sie mußte in die Küche hinausgehen und sich auslachen.

„So greinen die Frauensleute überall, sobald bloß sein Name genannt wird,“ sagte Kalle. „Das is ja ein trauriger Wechsel — heute rot, morgen tot. Na, das hat sie doch wenigstens erreicht, daß sie ihn für sich behält — auf eine Weise. Aber daß er danach noch mit ihr zusammen leben kann!“

„Und dabei scheinen sie so verliebt ineinander zu sein, wie sie kein Mensch früher gesehen hat — denn er kann keine Minute ohne sie sein. Aber natürlich — nu fände er woll auch keine andere, die ihm ihre Liebe schenkte! Na, ja, nu müssen wir woll sehen, daß wir zu Hause kommen!“

„Ja, dann schid ich Weshid, wenn sie in die Erde soll!“ sagte Kalle, als sie draußen vor dem Hause standen.

„Ja, tu' Du das. Und sollt' Du beim Begräbnis um ein Behnkronenstück zu kurz kommen, so sag' es man! Na, dann Adjö!“

Noch immer stand Großmutter's Begräbnis wie ein heller Schein hinter allem, was man dachte und unternahm; es

war damit, wie mit gewissen Speisen, die einen angenehmen Nachgeschmack im Munde hinterlassen, lange nachdem sie schon verzehrt sind. Kalle hatte aber auch alles aufgeboden, um einen festlichen Tag daraus zu machen. Da war ein Ueberfluß an Essen und Trinken, und seine drolligen Einfälle wollten kein Ende nehmen. Und ein feiner Schelm, wie er war, hatte er einen Vorwand gefunden, um Madam Olsen mitzubitten — das war eine hübsche Art und Weise, das Verhältnis anzuerkennen.

Für Lasse und Pelle war da genug, um einen ganzen Monat darüber zu reden; und nachdem es ausgeredet war und anderem hatte Platz machen müssen, blieb es doch da drinnen hinter allem sitzen, wie ein Wohlbehagen, von dem niemand so recht wußte, woher es eigentlich kam.

Aber nun rückte der Frühling heran, und mit ihm kamen die Sorgen, die alles verfinsterten — auch wenn man nicht daran dachte. Pelle sollte zu Ostern konfirmiert werden, und Lasse wußte nicht ein noch aus, wie er ihm alles das beschaffen sollte, was dazu gehörte: einen neuen Anzug, einen neuen Hut, neue Schuhe! Der Junge sprach oft davon, er war offenbar bange, daß er in der Kirche zum Gespött für die andern werden würde.

„Na, das wird sich schon alles ordnen!“ sagte Lasse, sah aber nicht den entferntesten Ausweg. Auf den gewöhnlichen Höfen, wo noch die gute alte Sitte herrschte, sorgte die Herrschaft für das ganze. Aber hier war alles so verdammt neu-modern, mit barem Gelde, das einem zwischen den Fingern weglief. Hundert Kronen Lohn erschien ja wie eine erschreckliche Summe, wenn man sie sich auf einem Fleck dachte. Aber sie wurde nur leider allmählich aufgenommen, Dere für Dere, ohne daß man den Finger irgendwohin setzen und sagen konnte: Da hast Du was Erflehtes gekriegt! — „Ja, ja, das wird sich schon alles ordnen!“ sagte Lasse laut, wenn er sich in die verzweifeltsten Spekulationen hineinverwirrt hatte; und damit beruhigte sich Pelle dann. Es gab nur einen Ausweg: das Geld von Madam Olsen zu leihen, und zu diesem Ausweg mußte sich Lasse bequemen, so ungern er es auch tat. Aber Pelle durfte nichts davon wissen.

Lasse sträubte sich solange wie möglich dagegen und hoffte, es würde irgend etwas geschehen und ihn vor der Schande bewahren, seine Braut um ein Darlehn bitten zu müssen. Aber es geschah nichts, und die Zeit verging. Eines Morgens faßte er dann einen schnellen Entschluß, als Belle dastand, um zur Schule zu gehen. „Willst Du nicht hinlaufen und Madam Olsen dies geben,“ sagte er und reichte dem Jungen ein Paket. „Das ist etwas, was sie für uns in Ordnung bringen will.“ Zuvendigt auf dem Papier stand das große Kreuz, das Lasses Kommen für diesen Abend meldete.

Von oben von den Hügeln herab sah Pelle, daß das Eis in der Nacht aufgegangen war. Fast einen Monat hatte es nun die Bucht als rauhe, dicke Masse angefüllt, auf der man sich ebenso sicher tummelte wie auf dem festen Lande. Das war eine neue Seite an dem Wesen des Meeres, und zum großen Ergözen der anderen hatte Pelle mit den Schnauzen seiner Holzschuhe vorsichtig tastend geprüft. Später lernte er es, sich frei auf dem Eis zu bewegen, ohne bei dem Gedanken zu schandern, daß die großen Fische des Meeres dicht unter seinen Holzschuhen schwammen und vielleicht nur darauf warteten, daß er hindurchplumpfen würde. Jeden Tag machte er einen Ausflug hinüber nach dem Wall aus hohem Wadels, hinter eine Viertelmeile weit da draußen die Grenze bildete, hinter der das offene Meer lag und im Sonnenschein wie ein grünes Auge schimmerte. Er ging da hinaus, weil er nur einmal nicht hinter den anderen zurückstehen wollte. Aber ganz sicher fühlte er sich dem Meer gegenüber niemals.

Nun befand sich das Ganze im Ausbruch. Die Bucht war voll von wiegenden Eisschollen, die sich raselnd aneinander rieben; die äußersten Eisschollen mit Bruchstücken von dem Wall waren schon auf der Wanderung ins Meer hinaus begriffen. Pelle hatte darüber viele Heldentaten ausgeführt, war aber im Grunde ganz froh darüber, daß das Ganze jetzt zusammenpakte und von dannen zog, — so daß es wieder eine ehrliche Sache war, an Land zu bleiben.

Der alte Fries saß oben auf seinem Platz; er verließ ihn nie mehr während der Stunde, wie arg es auch unten in der Klasse aussehete mochte, sondern begnügte sich damit, mit dem

Mohrstoß auf das Pult zu schlagen. Er war nur noch ein Schatten seines alten Ich. Sein Kopf wackelte beständig hin und her, und die Hände griffen leicht verkehrt. Die Zeitung brachte er noch immer mit und faltete sie zu Anfang der Stunde auseinander, aber er las nicht darin. Er versiel in Sinnen, saß aufrecht da, die Hände auf dem Pult und den Rücken gegen die Wand gelehnt, und war völlig geistesabwesend. Dann konnten die Kinder sich so lustig tummeln, wie sie wollten, er rührte sich nicht. Nur eine schwache Veränderung in dem Ausdruck des Auges zeugte davon, daß er überhaupt noch lebte.

Es war jetzt ruhiger in der Schule, es verlohnte sich nicht, den Lehrer zu foppen — er merkte es ja kaum. Dadurch verloren die Pöffenstreiche einen großen Teil ihres Reizes. Es hatte sich nach und nach eine Art Selbstjustiz unter den größeren Jungen gebildet, sie bestimmten den Gang der Schulstunden; Ungehorsam und Uneinigkeit über die Macht wurden auf dem Spielplatz ausgefochten — mit geballten Fäusten und Holzschuhshnauzen. Der Unterricht setzte sich so wie ehemals fort, indem die Klügeren ihr Wissen auf die anderen übertrugen. Es wurde ein wenig mehr gerechnet und gelesen als zu des alten Fries Zeiten. Dafür mußten dann die geistlichen Vieder zurückstehen.

Es geschah wohl hin und wieder einmal, daß Fries erwachte und in den Unterricht eingriff. „Singen!“ rief er mit seiner halbverwelkten Stimme und schlug nach alter Gewohnheit auf das Pult. Dann legten sie ihre Sachen beiseite, um sich dem Alten zu fügen, und sangen an, irgendeinen Gesang herzuleiern — sie rächten sich, indem sie den einen Vers die ganze Stunde leierten. Das war ihr einziger wirklicher Scherz mit dem alten Mann, und das Vergnügen blieb auf ihrer Seite — Fries begriff nichts mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Die Möwe.

Von Karl Franz.*)

Die nächtliche See liegt glatt wie ein Spiegel, am Horizont funkelt der Widerschein der Sterne aus dem dunkeln Wasser in schmalen Silberstreifen, die stille stehen, nur ab und zu von einem kaum merkbaren Bittern überlaufen, das ihre Linie nicht zu ändern vermag. Ein Rutter ruht nahezu regungslos mit seelwärts gewendtem Kiel.

Alle Segel haben sie gesetzt und kommen dennoch kaum merklich von der Stelle. Manchmal knarrt und ächzt es um die Masten und hoch oben in den Raaken, wenn ein zaghafter Hauch in der schwülen Luft rege wird.

Der Kapitän oder Nostromo, wie er in der Schiffersprache heißt, steht mit gekreuzten Armen und blickt finster gegen Osten. Dort zieht sich ein dunkelblauer Streifen am Horizont hin, das Land, die griechische Küste, die ihnen seit einem Tag im Rücken liegt und nicht verschwinden will. — Zwar führt der „Senofonte“ keine Waren, die verderben können; Bauhölzer lagern am Deck und trockene Häute im Laderaum. — Aber Zeit ist Geld! —

Noch einmal schaut der alte Seemann in den sternelaren Nachthimmel auf, dann wandert er kopfschüttelnd zum Kompaßhäuschen hin und legt sich dort auf eine Bank. —

Stille einige Zeit. — Selbst das Anarren und Aechzen im Tafelwerk hat aufgehört, da und dort hört man die regelmäßigen Atemzüge Schlafender. Auch der Nostromo schläft.

Am Hinterdeck löst sich eine schwarze Gestalt vom Boden und schleicht zum Kompaßhäuschen, betrachtet den Ruhenden einige Zeit und hastet dann auf nackten Sohlen lautlos weiter zu den anderen.

Er kennt ihre Plätze. Sechs Mann sind es. Jedem sieht er ins Gesicht, überall horcht er auf die Atemzüge. — Alle schlafen fest und tief. Nun klettert der Lauscher gegen das Vorderdeck, wie ein Raubtier zu Boden gebückt und bei jedem Geräusche innehaltend —

Ein Schatten huscht an ihm vorbei — nichts! Nichts! nur eine Möwe, die dicht vor ihm auf einer Strickleiter saß, hat er verschreckt. Mit einem heiseren Schrei segelt sie in die Nacht hinaus. Er schickt ihr einen wütenden Blick nach, preßt die Zähne aufeinander und ballt die Fäuste.

Am Schiffe bleibt es still. —

Endlich ist er am Vorderdeck angelangt und sieht die andere Wache wenige Schritte vor sich am Boden niedergelauert. Sorgsam niedergebückt schleicht er sich hinter drei mächtige Balken, die ihn vollkommen bedecken.

Da rauscht es über ihm und eine Möwe läßt sich am Ende des obersten Balkens nieder. So nahe sitzt sie ihm, daß er sie mit der

Hand greifen könnte. Wenn er sie zu fassen vermöchte, fest und sicher, daß sie zu keinem Schrei mehr Zeit fände! Doch das wäre gewagt; ihr Flattern und Flügelschlagen müßte ihn verraten. Er hält den Atem an und mißt die Entfernung mit den Augen, nimmt das Messer in die Rechte und schnell mit einem hurtigen Saße vor. Ehe der andere noch recht den Kopf gewendet, steckt die Waffe in seinem Raden, und er sinkt lautlos zusammen.

Der Mörder hat alles vorbereitet, alles bedacht. Er achtet, daß kein Tropfen Blut den Boden bespritzt, verstopft die Wunde des Ermordeten und reinigt das Messer mit einem Lappen, den er darauf fest zusammengeballt mit kräftigem Schwunge ins Meer schleudert.

Die Möwe, zum zweiten Male aufgeschreckt, umfliegt ihn währenddessen, stößt dazu ihre heiseren, kreischenden Schreie aus und kommt ihm einmal so nahe, daß er mit der Faust nach ihr schlägt —

Von den anderen rührt sich keiner. Möwenschreien weckt sie nicht, sie sind daran gewöhnt, und sonst war nichts zu hören.

Der Mörder kniet bei der Leiche und arbeitet mit zitternder Faust. Sein erster Griff gilt dem blauen Gürtel des Ermordeten. Er zieht das Gewebe prüfend durch seine Finger, reißt es endlich entzwei und holt einige Papiernoten heraus, die er schleunig zu sich steckt. Dann umwindet er den Toten unter den Armen mit einem Seile, schleift ihn zur Bordwand und läßt ihn hinab in die stille See, deren schwarzes Wasser sich fast lautlos über dem Opfer schleicht. Fest und sicher arbeiten die sehnigen Arme des Mörders.

Ein kurzes Aussprühen und das freigegebene Ende des Seiles verschwindet, von dem rasch sinkenden Körper in die Tiefe nachgezogen —

Eine Viertelstunde später steht der Täter wieder am Hinterdeck auf seinem Platze. Sein Puls geht um keinen Schlag schneller, die Brust hebt sich ruhig wie sonst. Er fühlt keine Gefahr, es gibt kein Zeichen, das ihn verraten könnte, keines!

Seine scharfen Augen hatten in der hellen Nacht noch zwei Blutflecken am Boden entdeckt, die er vorsichtig mit Teer überstrichen, seine Hände, sein Gewand weisen keine Spur Blutes auf, er betrachtet sie ganz genau mit vorgebeugtem Kopfe, — da streift seine Wangen ein Luftzug, ein dunkler Körper saust vorbei —

Die Möwe senkt sich in seiner Nähe auf die Bordwand; es ist, als sei sie ihm hierher gefolgt.

„Dummes Vieh!“ murmelt er und verschreckt sie. Kreischend steigt sie in die Höhe und schwebt unausgeseht über dem Hinterdeck.

Die Sterne erblaffen, in dem Tafelwerk beginnt es zu flüstern und zu säuseln, die Brise wird stärker und stärker. Gut, denkt er, wir kommen von der Stelle! Der blaue Gürtel, der blutige Lappen könnten noch in unserer Nähe treiben. Ich hätte Eisenstüde hineinwickeln sollen, doch nun geht es auch so.

„So, Achille!“ Der Nostromo kommt auf ihn zu.

„Ja, Herr, Wind!“

„Wo der andere ist, frag' ich Dich!“

„Fehlt er?“

„Ja, er fehlt!“ — —

Alle sind auf den Beinen. Sie manövrieren in den Segeln, der „Senofonte“ schneidet eine funkelnde Lichtfurche in die See, deren muntere Wellen stahlblau im Morgen Sonnenschein aufleuchten.

Die griechische Küste ist nach zwei Stunden nicht mehr sichtbar.

Sonst arbeiten sie schweigend, diesmal aber sprechen sie, sprechen unausgeseht, sobald ihrer zwei gemeinsam hantieren. Achille sucht das Gespräch nicht zu meiden. Er erzählt jedem unaufgefordert, daß er den Verschundenen knapp vor dem Einfallen der Brise noch am Vorderdeck stehen gesehen und mit ihm vor Beginn ihrer Nachtwache eine Flasche schweren griechischen Wein geleert habe. Mehr wisse er nicht zu sagen, noch sei jemals ein Schrei oder sonst irgend etwas Besonderes während der Nacht zu vernehmen gewesen.

Keiner zweifelt, daß der Verschundene am Meeresgrunde ruht, keiner hat an eine Ausfahrt des Weibootes gedacht, als das Fehlen eines Mannes entdeckt worden war, auch nicht der Nostromo. Würde einer bloß zufällig über Bord gefallen sein, stundenlang hätte er dem langsam fahrenden Segler folgen können; er hätte geschrien, sein Sturz, sein Auf wären in der stillen Nacht von der ganzen Besatzung gehört worden.

Alle wissen es: hier war Gewalt am Werke, ein Mörder ist unter ihnen. —

Ihrer drei sitzen um die Mittagstunde bei Polenta und Rotwein, Achille darunter.

Der Nostromo tritt zu ihnen.

„Leute“, beginnt er, sie mit stehenden Blicken musternd, „ich hab es den anderen gesagt, ich sag es euch: wir gehen in Bari nicht ans Land, wir gehen nicht ans Land, bis nicht die Karabinieri an Bord waren. Ihr alle wißt, wie es steht. Der uns fehlt, führte fünfhundert Franken mit sich, die er im Hafen von Korfu von dem närrischen Engländer erhalten hat, dafür erhalten hat, daß er das Kind aus dem Wasser zog. Es war nichts; er kam zufällig hin, brauchte nur die Hand auszustrecken; kummert uns aber nicht. Die fünfhundert Franken waren sein —“

Einer springt mit blühenden Augen vom Boden auf.

„Herr, visitiert uns!“

Der Nostromo saßt ihn beim Arm; er kennt die Bewegung, er kennt seine Leute. „Ich bin kein Richter, ich führ mein Schiff! Suchen und ausfragen mögen andere! Seine Sachen hab ich einste-

*) Wir entnehmen diese Erzählung der Sammlung kurzer Geschichten „Sonderbar und dennoch wahr“, die im Verlage von Lothar Joachim in München erschienen ist.

weilen eingesperkt und nichts nachgesehen. — Laßt mir meinen Frieden, ich laß euch den euern! Wollt auch das nur sagen, daß Ihr wißt, wie es bei der Landung sein wird —“

Und er geht. Jedes Wort war überlegt; ist er doch allein mit ihnen zwischen Himmel und Wasser.

Die drei essen und trinken schweigend weiter, als sich einer plötzlich erhebt.

Achille erhebt sich und deutet mit der Hand.

„Was gibt's?“ fragt sein Nachbar.

„Das Vieh dort,“ antwortet er, „das Vieh ist seit Korfu mit uns“, wobei er auf die krächzende Möwe blickt, die knapp vor ihnen am Tauwerk sitzt.

Sie schauen ihn verständnislos an.

„Und — —?“

„Nichts, ich meine nur — —“, sagt er. Zum ersten Male stockt seine Stimme ein wenig. Obwohl sie nichts weiter sprechen, fühlt er ihre Blicke, ihren Verdacht. Gerade das beharrliche Schweigen der beiden wird ihm unerträglich, fürchterlich. Bei der Arbeit verfolgen ihn die Gedanken an die Visitation. Die Gendarmen werden den ganzen Segler durchsuchen, jedes Kleidungsstück abfühlen und seine fünfhundert Franken finden, die er durch ein kleines Loch unter das Futter seiner Mütze geschoben hat! — Soll er sie hervorholen und über Bord werfen? — Soll er sie — Ha, da fliegt sie wieder! — Er versucht ein verächtliches Lächeln: — Was ist daran? Es geschieht hundert Male, daß diese Vögel den Schiffen weit ins Meer folgen! Und dann: Vieh ist Vieh! Das lebt, um geschunden und geprügelt oder aufgefressen zu werden, hat keine Sprache, keine Seele — nur ein Vieh! — Sie sieht ihm nun ganz nahe, so nahe, daß er ihr Auge sehen kann. Noch nie ist es ihm eingefallen, in ein Tierauge zu schauen, aber dieses schwarze, glänzende Augenpaar starrt er an, unverwandt, scheint es doch geradezu auf ihn gerichtet zu sein — habal All ob solch ein Vogel sprechen, als ob solch ein Vieh denken könnte!

„Achille, rühr Dich! Geh, zum Teufel, an Deine Arbeit!“ — Die Stimme des Nostromo bringt ihn zu sich.

Er schafft für zwei. Nur manchmal blickt er auf, wenn es über ihm in der Luft mit heiserer Stimme kreischt und krächzt.

Gegen Abend scheint er sich sicherer zu fühlen und spricht ruhig mit den Arbeitsgenossen. Eine meisterliche, aber gewalttame Verrücktheit leitet ihn dabei, denn seine Angst wächst, die Todesangst vor der Landung, je schneller und sicherer der Segler vorwärts fliegt. Er glaubt es aus den Augen, aus jedem Worte der anderen herauszuhören, daß sie von seiner Schuld fest überzeugt sind und zu den Gendarmen sagen werden: Der dort ist's! Der! Pakt ihn! —

Nachts liegt er zwischen zweien, die wie er vor Mitternacht Raft haben. Lange vermag er keinen Schlaf zu finden, weil er aus dem Pfeifen des Windes, aus jedem Knarren im Takelwerk den schrillen Schrei hört, der ihn um seine Ruhe bringt.

Als er endlich einnickt, beginnt er zu träumen. Er träumt von einem Zug bleicher, abgemagerter Sträflinge, die, an eine gemeinsame Kette gefesselt, mühsam einhergehen und ihn mit ihren schwarzen Augen unausgesetzt anstarren. Dann tauchen zwei Gendarmen neben ihm auf, gegen die er sein Messer zückt —

„Hol was gibt's bei Dir?“ schreit es neben ihm; er hat seinen Nachbar mit der Faust getroffen.

„Ich habe geträumt“ murmelt er.

„Leg Dich wo anders hin!“ sagt der zweite.

Achille runzelt die Stirne und zischt ihn an:

„Warum darfst du nicht bei euch da liegen?“

„Weil wir unsere Ruhe haben wollen!“ —

„Das kann jedem geschehen, daß er träumen muß!“

Sie antworten nicht mehr, und er sucht sich seitwärts einen Platz. Die Müdigkeit übermannt ihn; er schläft, er träumt weiter; doch die Bilder sehen sich nicht fort; neue steigen vor ihm auf, seltsame Bilder, wie sie in seinen wenigen Träumen sonst niemals über ihn kamen.

Schatten sind es zuerst, die unter den blinkenden Sternen lautlos dahingehen, immer näher und näher heranschweben und schließlich als riesenhafte Vögel das Schiff umtaumeln. Das Wogen ihres Flügelschlags streift seine Wangen, sie schauen mit schwarzen, funkelnden Augen auf ihn herab und stoßen mit spitzen Schnäbeln gegen seine Brust. Die Luft ist von ihrem gellenden Geschrei erfüllt, und aus dem dunkeln Wasser ruft es mit gurgelnden, jammervollen Lauten zu ihm herauf.

Vergeblich müht er sich, die Eindringlinge abzuwehren und aufzuspringen. Endlich gelingt es ihm —

Er sieht um sich. Die Ruhe verstummen nicht, die Riesenvögel bleiben um ihn. Ueberall sieht er sie. Sie kreisen um die Masten, sie sitzen auf den Tauen und umflattern seinen Kopf. In wahnwitziger Angst rennt er zum Nostromo:

„Herr! Herr! Leih mir euern Revolver! Schnell!“

„Wozu —?“

„Nur eine von diesen Bestien will ich umbringen! Nur eine wenigstens!“

„Von welchen Bestien?“

„Dort — seht Ihr sie nicht? Da ist wieder eine! Gebt mir die Waffe!“

„Achille, schau mir ins Gesicht“, sagt der Nostromo, ihn beim Handgelenk fassend. „Wobon redest Du?“

„Laßt mich! Von den Vögeln red ich! — Hört dort unten! Wie er schreit! Das ist er! Holt ihn herauf!“

„Wen —?“

Der Tolle hat sich losgerissen und kreischt und schlägt mit den Fäusten in der Luft herum.

Alle sind längst aufgesprungen und verfolgen seine Bewegungen. Zu gleicher Zeit beginnt es in den Masten zu heulen, der Wind wird zum Sturm.

„Die Segel ein!“

Sie stürzen auf ihre Plätze; nur einer kümmert sich nicht um den Kommandoruf.

Er schreit vor sich hin, greift mit den Händen ins Leere, als gälte es, etwas Fliehendes zu fassen, seht über Balken und Bretter hinweg und erklettert plötzlich eine Strickleiter, wobei er mit den Rechten nach oben deutet. —

Im selben Augenblicke trifft der Sturm den Segler am Bord mit voller Wucht, so daß er sich zur Seite neigt und weißes Gischt über das Deck hinprüht. Den oben saßt die ganze Gewalt dieses Stoßes und schleudert ihn im weiten Bogen mitten hinein in die zischenden Schaumkronen.

Sein Kopf taucht zwischen den brausenden Wellen auf; ein gellender Hilferuf übertönt das Rauschen des Meeres und das Heulen des Sturmes.

„Mann über Bord! Weiboot hinab!“ brüllt der Nostromo.

Die sieben Kerle stehen wie mit einem Schlag um ihn, doch keiner rührt eine Hand.

„Weiboot, sag ich —“

Der Älteste unterbricht ihn: „Wir lassen kein Boot hinab! Befehlt sonst, was Ihr wollt, wir tun's. Der dort unten aber bleibt, wo er ist.“

„Ihr weigert euch?“

„Ja!“ — Alle nicken, ihre Blicke funkeln trotzig aus den braunen Gesichtern.

„Gut“, sagt der Nostromo, „so geht an eure Arbeit. Das letzte Segel ein!“ —

Und das stolze Schiff fliegt mit unverändertem Kurs durch die heulende Sturmnacht.

Gedanken über das Eigentum.

Alle Daseismittel sind Mittel zum Sein. Ihre Aufgabe ist, dem Leben zu dienen. Sie sind des Menschen wegen da, nicht aber der Mensch ihretwegen. Er soll, innerlich unabhängig davon, darüber stehen und überlegen damit schalten. Es sind Elemente seines Lebens, die er bewältigen, dienstbar machen und gestalten muß. Darum ist es eine verkehrte Welt, wenn sie irgendwie selbstständig Bedeutung gewinnen, wenn Gelberwerb oder die Ausbildung eines Talents Lebenszweck wird, wenn die Sucht, zu haben oder zu leisten, das Sein beherrscht oder das Werden bestimmt. Das verrückt das Grundverhältnis und wirkt verhängnisvoll, denn es heißt: das Sein wird unterdrückt, und das Werden verflümmert. Wenn der Mensch nichts als Geldmacher, nichts als Belehrt, nichts als Virtuos ist, wird er unpersönlich. Wenn uns das klar wird, merken wir, daß wir gegenwärtig in einer verkehrten Welt leben. Denn die Besitzer sind fast ausnahmslos Wesenslose. Der Gelderwerb bestimmt durchgehend die Lebensbahn. Etwas werden heißt etwas verdienen. In dem Maße, in dem das gelingt, ist man etwas geworden. Der Besitz oder eine Fähigkeit macht in erster Linie jedenfalls einen Menschen aus und bestimmt seinen Wert. Das Vermögen dient nicht dem Menschen, sondern der Mensch dem Vermögen. Er kann verbraucht werden, wenn es nur wächst. Daß man dem Erwerb, der Forschung, der Kunst sein persönliches Leben, sein geistiges Leben, sein Familienleben opfert, gilt als unvermeidlich, ja als heroisch. Das ist der Heroismus der Prostitution. Ja, man kommt gar nicht auf den Gedanken, daß es anders sein könnte, sein müßte. Das Vermögen beherrscht das Denken, befruchtet die Phantasie, bestimmt das Urteil und lenkt den Willen. So ist man entseelt und besessen.

Pferde und Wagen sich zu halten kann dem einen sehr förderlich, dem andern, wenn es nur der Eitelkeit und Trägheit dient, sehr schädlich sein. Eine schöne Umgebung sich zu schaffen, hat zweifellos der eine das Recht, dem sie in Wahrheit ein Lebensbedürfnis ist. Wer aber in diesem Bestreben ein häßliches Gehäuse sich bauen läßt und löbliche Widerwärtigkeiten um sich häuft, mißbraucht, was ihm anvertraut. Schöne Kleider uns zu verschaffen, reich, einfach nur passend, nicht nur dem Maße nach, sondern unserer ganzen persönlichen Erscheinung angemessen, ist zweifellos unser gutes Recht. Aber aller Ruh ist sinnlos. Was wir dafür verwenden, veruntreuen wir. Alles, was bloß Luxus ist, was in unsern Häusern und Kleidern überladen ist und die Grenze überschreitet, folle für unsere Persönlichkeit zu sein, haben wir uns unrechtmäßig angeeignet. Alle geistigen Genüsse, die wir uns verschaffen, ohne sie wirklich zu verdauen und ihren Nährwert umzusehen in persönliches Leben, sind Zeugnisse unserer Verschwendung. Ungeheuer viel, was Menschen, denen Güter anvertraut werden, sich zugute tun, ist in Wahrheit zu ihrem Schaden und deshalb Mißbrauch. Wer verträgt den Glanz, wenn er selbst ihn nicht überstrahlt, den schönen Schein, wenn er an sich nicht schön ist, Dienerschaft, wenn er nicht wert ist, daß man ihn entlasst, Ruhe und Freiheit des Lebens, wenn er sie nicht zu gebrauchen versteht? Hat das alles für uns aber keinen Lebens-

Wert, so vergeuden wir das Gut, das wir dafür bestenden, womit wir es uns verschaffen.

Aber solche Verschwendung gibt es unter Armen und Reichen. Die Armen haben nur weniger Gelegenheit. Aber wieviele unter ihnen, wenn sie einmal etwas über die bitterste Notdurft hinaus haben, verwenden dann den seltenen Ueberschuss unfruchtbar! Sie wollen sich auch einmal etwas gute tun, und kaum gedacht, tun sie sich etwas zum Schaden. Oder sie wollen die Freiheit, sich irgend etwas leisten zu können, genießen, und nehmen ein schädliches Brunkstüd, das gar keinen Lebenswert hat, mit nach Hause. Die Wollust der Willkür sollte uns aber immer zeigen, daß wir auf unredlichen Wegen sind. Sobald die innere Notwendigkeit im Gebrauche unseres Eigentums für uns fehlt, fehlt uns das Recht dazu. Wir verwenden dann verkehrt für uns, was gut für uns gemeint war, oder mehr für uns, als uns erlaubt ist, und entziehen es damit seiner eigentlichen Bestimmung. Unser Eigentum wird in dem Maße, als das geschieht, Diebstahl.

Was wir nicht für uns notwendig brauchen, ist für andere bestimmt. Wir sind damit betraut, es ihnen zu übermitteln, und zu ihrem besten zu verwalten. Sie sind auf uns angewiesen wie wir auf sie. Wir sind Glieder. Jedes Glied verwendet sein Vermögen für das Ganze, zu dem es gehört, und macht es für die anderen Teile so gut nutzbar als er irgend kann. Was wir so den andern geben, oder für sie tun, sind keine Wohlthaten, sondern Pflichten, erfüllte Aufträge, notwendige Maßnahmen, wie wenn wir unsern Hunger stillen. Es ist nicht eine Sache der Barmherzigkeit, sondern der Redlichkeit. „Wohlthaten“ kann man nicht mit anvertrautem Gute tun. Das wäre Mißbrauch. Das hat man nur einfach seiner Bestimmung zuzuführen.

Dr. Joh. Müller.

Das Radium in der Medizin.

Als vor vierzehn Jahren die Erscheinungen der Radioaktivität bekannt wurden, ahnte man noch nicht, welche Ausdehnung das Anwendungsgebiet erhalten würde. In der langen Zeit hat sich durch die vielen Zeitungsberichte und Nachrichten so vieles über die Radioaktivität im breiten Publikum festgesetzt, daß es wirklich wünschenswert ist, einmal in genaueren Nachweisen alles zusammenzutragen, was bisher auf diesem Gebiete wissenschaftlich erforscht ist. Von berufener Seite aus erfolgt das jetzt in einem groß angelegten Werke „Die Radioaktivität“, das im Verlage der Akademischen Verlagsgesellschaft in Leipzig erscheint. Verfasserin ist Madame P. Curie, die Frau und Mitarbeiterin des vor einigen Jahren in Paris verunglückten Professors Curie, die selbst jetzt den Lehrstuhl ihres Gatten als Professor inne hat. Die Eheleute Curie sind die eigentlichen Eltern unserer radioaktiven Wissenschaft, und so dürfen wir hoffen, daß das im Erscheinen begriffene Werk aus der besten Feder gestossen ist, die wir uns für den Gegenstand wünschen können.

Im selben Verlage aber ist noch ein anderes spezielleres Werk erschienen, das unter dem Titel unserer Ueberschrift von Professor London in Petersburg herausgegeben wurde und eine Gesamtübersicht aller Erfahrungen vermittelt, die auf medizinischem Gebiete mit der Radioaktivität vorliegen. Auch dieses Werk erst kurz eine Darstellung der physikalischen und chemischen Erscheinungen, um sich dann desto ausführlicher mit dem eigentlichen Thema zu befassen. Es wird dort gesprochen über den Mechanismus der Radiumwirkung auf das lebende Wesen, wobei die besonders interessierenden Arten speziell behandelt werden, z. B. die Bakterien, die niederen Pilze sowie die Wirkung auf besondere Organe und Prozesse. Sodann wird die Allgemeintwirkung des Radiums und der Emanation auf die höheren Lebewesen erörtert. Auf Grund der ausführlichen mikroskopischen Untersuchung sind wir zu der Erkenntnis gelangt, daß kein einziges Organ gegenüber langandauernder Radiumbestrahlung unempfindlich bleibt, daß jedes Organ in einer spezifischen Weise darauf reagiert. Manche Organe erleiden Schwund, in anderen kommt es zu entzündlichen Prozessen, das Muskelgewebe zerfällt unter der Radiumwirkung, das Knorpelgewebe zeigt mitunter Erscheinungen eines verstärkten Wachstums usw. Im allgemeinen wirkt das Radium in kleinen Dosen anregend, in großen hingegen zerstörend durch Erzeugung von Nekrose (Wand) und Atrophie, wobei natürlich die Dosen für die Einzelorgane verschieden sind. Bemerkenswert ist aber, daß bei langandauernder Radiumbestrahlung die Nekrosifizierung des umgebenden Gewebes so lange vor sich geht und die Dicke der nekrotischen Schicht so lange zunimmt, bis sie dick genug geworden ist, um die vom Radium ausgehenden Strahlen vollständig zu verschlucken und das hinter der brandigen Schicht befindliche normale Gewebe vor den Radiumstrahlen zu schützen. Dann kommt die Nekrosifizierung zum Stillstande, und es geht von dem normalen Gewebe eine Neubildung von Bindegewebe vor sich, die nach und nach die brandige Schicht in der Richtung des Radiums durchzieht, aber bereits nach kurzer Zeit auch ihrerseits den zerstörenden Radiumstrahlen zum Opfer fällt.

Ein wichtiges Kapitel des Buches ist das der Anwendung der Radioaktivität für die Therapie, für die Heilung. Zu dem Zwecke findet das Radium in den verschiedensten Formen seine Anwen-

dung; Radiumpräparate, Radiumtabletten u. dgl. m. kommt zur Benutzung. Man kann sich bestrahlen lassen, man kann in Radium baden, kann sich Radiumwasser injizieren lassen usw. Dabei hat sich übrigens gezeigt, daß das Pigment bei den Negern für die Radiumstrahlen schwer durchgänglich ist.

Die Hauptsache sind nun natürlich die Heilerfolge. Schon im Jahre 1900 wurde versucht, mittels Radium Lupus zu heilen. Der Versuch blieb ohne Erfolg, weil die damals zur Verfügung stehenden Präparate noch zu minderwertig waren. Drei Jahre später wurden dann die ersten Erfolge an bösartigen Geschwülsten erzielt. In der Folge sind nun die Anwendungen und Erfolge immer zahlreicher und günstiger geworden; sogar Krebs in den verschiedensten Formen konnte geheilt (?) oder zum Stillstande gebracht werden. Das war ein Erfolg, der fast beispiellos dasteht. Dabei hat die Radiumbehandlung den Vorteil, daß sie schmerzlos und leicht anwendbar ist. Lupus und sonstige lokale tuberkulöse Krankheiten erfahren vermittelt Radium die vorteilhafteste Behandlung; seine Anwendung übertrifft, was Energie und Schnelligkeit der Wirkung anlangt und in Berücksichtigung der dabei erzielten kosmetischen Resultate, die Lichtbehandlung bei weitem, da die letztere Duzende ja Hunderte von Sitzungen benötigt. Auch bei vielen Hautkrankheiten, die durch Jucken charakterisiert sind und allen unseren therapeutischen Methoden trocken, ist das Radium ein äußerst wertvolles Hilfsmittel. Unter seinem Einflusse verschwinden die meist unangenehmen Symptome wie das Jucken, die Schmerzen, die Abschilferung usw. in kurzer Zeit. Selbst bei Kröpf scheint die Radiumkur günstig zu wirken.

Die Heilwirkung vieler Mineralquellen scheint tatsächlich nur auf der Radiumwirkung zu beruhen, denn die meisten von ihnen sind von erheblicher Radioaktivität. Diese wirkt bei den Wädern wahrscheinlich nur durch die Einatmung der aus dem Wasser entweichenden Radiumemanation, so daß die Badekur mit der Inhalationskur zusammenfällt. Bei Lungenkranken hat man leider eine Besserung durch Radiumkuren nicht zu erzielen vermocht, dagegen scheint die Gicht zugänglich zu sein. Bei letzterer macht sich allerdings so weit wir es bis jetzt wissen ein andauernder Gebrauch der Emanationskuren erforderlich; der Gichtiker muß durch dauernden Gebrauch die Bildung und Deposition der schwer löslichen Form von Mononatriumurat verhindern.

Was die praktische Medizin anlangt, so glaubt Prof. London, daß allein schon die überaus günstigen Resultate bei der Radiumbehandlung von oberflächlichen Haut- und Schleimhauterkrankungen es gestatten, dem Radium einen Ehrenplatz in der Reihe der uns zur Verfügung stehenden therapeutischen Mittel einzuräumen. Auch die ausgedehnte und erfolgreiche Anwendung der radioaktiven Substanzen, speziell der Radiumemanation, bei den verschiedensten akuten und chronischen Allgemeinerkrankungen berechtigt uns zu den schönsten Hoffnungen, besonders wenn wir auf diesem Gebiete fleißig weiterarbeiten und uns mit dem bereits Erreichten nicht begnügen.

Kleines feuilleton.

Hygienisches.

Der Berliner Straßenstaub. Wie der Staub überall auf der Erde durch eine Zerlegung der festen Oberfläche entsteht, so auch in den Städten. Hier kommt freilich noch der Staub hinzu, der aus den zahlreichen Schornsteinen in die Luft gelangt. Was man aber eigentlich als Straßenstaub bezeichnet, wird durch die Abnutzung der Straße selbst hervorgerufen. Daher muß man beim großstädtischen Straßenstaub verschiedene Arten nach der Pflasterung unterscheiden. Diese wird eingeteilt in sechs Gruppen, nämlich Asphalt-, Teer- und Zement-, Chaussée-, Steinpflaster mit Fugendichtung aus Zement oder Macadam, Steinpflaster ohne Fugendichtung auf Kies, gewöhnliches Steinpflaster aus behauenen Steinen und endlich gewöhnliche Chaussée. In Berlin sind zwei Fünftel der gesamten Straßenfläche mit Asphalt und Holzpflaster belegt, eine volle Hälfte mit Steinpflaster aus behauenen Steinen und nur das übrig bleibende Zehntel mit gewöhnlichem Steinpflaster. Aus einem Vergleich in einem Aufsatz der „Hygienischen Rundschau“ geht hervor, daß keine deutsche Großstadt in dieser Hinsicht annähernd gleich günstig gestellt ist, da nirgend Asphalt und Holzpflaster einen ähnlich großen Anteil besitzen. Vielmehr nimmt in den anderen Großstädten Deutschlands das gewöhnliche Steinpflaster immer noch mindestens die Hälfte der gesamten Straßenfläche ein. Wenn daraufhin behauptet wird, daß Berlin von einer Staubplage überhaupt befreit sei, so wird freilich mancher Berliner anderer Meinung sein, obgleich es anzuerkennen ist, daß die Staubbekämpfung in keiner anderen deutschen Stadt und wahrscheinlich auch in keiner Stadt der Erde überhaupt einen so großen Fortschritt gemacht hat. Insbesondere sind gute Erfahrungen mit dem Ausstreuen staubbindender Mittel gemacht worden, hauptsächlich für Asphalt, wo auch schon schwache Lösungen genügen und daher verhältnismäßig geringe Kosten entstehen, während die Bemühung von Del auf Steinstraßen weniger empfehlenswert erscheint. Ungelöst ist leider noch immer die Frage der Staubbekämpfung im Winter geblieben, wo aber gewisse Chlorverbindungen eine Besserung für die Zukunft versprechen.